

S. 281/84 a. d. 2. u. 3. Aufl.
eingelassen!

THEOLOGISCH-PRAKTIISCHE QUARTALSCHRIFT

104. JAHRGANG

1956

4. HEFT

Das Wort Jesu auf der Hochzeit zu Kana

Von Dr. Joseph Patsch C. Ss. R., Attnang-Puchheim (O.-Ö.)

Allbekannt ist die harte Nuß, welche die Antwort Jesu an seine Mutter bei der Hochzeit zu Kana dem Biblikler zu knacken gibt. Wenn es der Verfasser wagt, die Frage nach dem Sinn dieser Worte neuerdings zu stellen und zu beantworten, so tut er es nicht deswegen, weil er eine neue Hypothese zu den vielen alten hinzufügen will, sondern weil er einen in den letzten Jahren mehrfach unternommenen Lösungsversuch besser zu begründen hofft.

Sehen wir uns zuerst den Text an: „Am dritten Tage fand eine Hochzeit zu Kana in Galiläa statt. Die Mutter Jesu war dort. Aber auch Jesus und seine Jünger wurden zur Hochzeit eingeladen. Als der Wein zuwenig wurde, sagte die Mutter Jesu zu ihm: ‚Sie haben keinen Wein (mehr).‘ Jesus sagte zu ihr: ‚Was (ist) mir und dir, Frau? Meine Stunde ist noch nicht gekommen.‘ Da sagte seine Mutter zu den Aufwärtern: ‚Was immer er euch sagt, tut es!‘“ (Joh 2, 1—5). Die Situation ist folgende: Johannes der Täufer legte für Jesus dreimal Zeugnis ab: zuerst vor einer Gesandtschaft aus Jerusalem, „am folgenden Tage“ vor den Umstehenden, „als er Jesus kommen sah“, und wiederum „am folgenden Tage“ vor Andreas und Johannes (Joh 1, 19—51). Dann heißt es: „Am dritten Tage fand eine Hochzeit zu Kana statt“ (Joh 2, 1). Dieser dritte Tag scheint der Tag der Begegnung mit den ersten Jüngern zu sein. Vielleicht schon am folgenden Tage trat Jesus mit seinen fünf ersten Jüngern die Rückreise vom unteren Jordan nach Galiläa an. Sie beanspruchte vier bis fünf Tage. Die Ankunft in Kana ist nicht vor dem fünften oder sechsten Tage der Hochzeitsfeier anzusetzen. Eine Hochzeitsfeier konnte, wenn das Vermögen des Bräutigams es aushielt, bis zu einer Woche dauern, während welcher Gäste kamen und gingen (vgl. Strack-Billerbek, Kommentar zum N. T. aus Talmud und Midrasch I, 514 Anmerkung und 527 Anmerkung). Man hat im Altertum vermutet, daß Nathanael, der aus Kana stammte, der Bräutigam dieser Hochzeit gewesen sei. Das ist unmöglich, weil er ja erst mit Jesus nach Kana kam. Jesus kam unvermutet und unangesagt. Man lud ihn samt seiner Begleitung sofort ein. Das verlangte schon die Rücksicht auf seine bereits anwesende Mutter. Die müden und erschöpften Neuan-

kömmlinge werden dem Gebotenen tüchtig zugesprochen haben. So wurde der Wein zu wenig. Als umsichtige Hausfrau merkte es Maria sofort. Um dem Brautpaare jede Beschämung zu ersparen, machte sie ihren Sohn aufmerksam mit den bescheidenen Worten: „Sie haben keinen Wein (mehr)“. Sie wußte, daß es bei ihm genügte, die Verlegenheit nur zu nennen. Er war klug und gütig genug, Abhilfe zu schaffen. Das „Wie“ überläßt sie ihm. Sie macht keine Vorschläge und deutet mit keiner Silbe an, daß sie ein Wunder erwarte. Aus ihrem Worte kann man wohl die unausgesprochene Bitte heraushören: „Rate, hilf!“, aber nicht mehr. Manche Erklärer meinen wohl, Maria habe um ein Wunder gebeten, aber im Evangelium findet diese Annahme keine Stütze. Maria konnte mit Recht erwarten, ihr so kluger Sohn werde Mittel und Wege finden, der Not abzuhelpen. Unter seinen ersten Jüngern war Nathanael (Joh 21, 2), der leicht bei Verwandten oder Freunden im Auftrage Jesu Wein beschaffen konnte, wenn nötig selbst auf Kredit. Die übrige Begleitung Jesu wird auch nicht ganz mittellos gewesen sein. Der Wein war ja billig im Lande, wo „jeder unter seinem Weinstocke und seinem Feigenbaume saß“ (vgl. 1 Reg 4, 25; 2 Reg 18, 31; Mich 4, 4).

Die Antwort Jesu hat eine Menge sich widersprechender Deutungen gefunden. Johannes Chrysostomus meint, Maria habe in über-eiltem Eifer und, um sich selbst in ein glänzenderes Licht zu setzen, die Bitte gestellt, Jesus aber habe sie etwas herb abgewiesen (Hom. 21 in Joan.; PG 59, 130 f.). Irenäus ist der gleichen Ansicht, Jesus habe „ihre unzeitgemäße Eilfertigkeit abgelehnt“ (Contra haeres. III 16, 7; PG 7, 926). Maximus von Turin sagt: „Wer zweifelt daran, daß (Jesus) diese Worte im Unmut gesprochen habe? Ich glaube deswegen, weil die Mutter ihn an den Mangel des irdischen Bechers erinnerte, der doch gekommen war, allen Völkern den neuen Kelch des ewigen Heiles zu reichen“ (Hom. 23; PL 57, 274 ff.). Ähnlich äußern sich andere Kirchenväter, und auch heute noch hat die Ansicht ihre Vertreter, Jesus habe jede Gemeinschaft mit Maria in Abrede gestellt. Andere meinen, es handle sich um keinen wirklichen, sondern nur um einen scheinbaren Vorwurf, der nicht eigentlich gegen Maria gerichtet gewesen sei, sondern eine erzieherische Absicht für die Umstehenden gehabt habe (Maldonat, In Joan., c. 2). Wieder andere hören aus den Worten eine Weigerung, sei es eine wirkliche oder eine scheinbare, heraus, auf die Bitte Mariens einzugehen. Oder man behauptet, Jesus habe nur einen gewissen Gegensatz, eine Art Widerstreben gegen die Bitte seiner Mutter, das Wunder sofort zu wirken, bekunden wollen. Eine letzte Gruppe sieht in der Antwort Jesu eine völlige Übereinstimmung mit seiner Mutter; so Nestle, de Stefani, Campana, Knabenbauer, P. Ollier, der sich auf den Sprachgebrauch der Orientalen beruft, P. Reylli, P. Gallus, Bourlier und der Rabbiner Zolli, der in Rom katholisch wurde. Jeder

sucht die These von der völligen Übereinstimmung Jesu mit seiner Mutter auf seine Weise zu begründen, nicht immer ganz glücklich. Eine gute Zusammenstellung der wichtigsten Lösungsversuche unserer Frage findet sich bei dem italienischen Mariologen Gabriele Roschini (*La vita di Maria*³, Roma 1948, S. 250—265).

Die Antwort Jesu an seine Mutter soll nun im einzelnen nach ihrem Sinne untersucht werden. Die Aufteilung in drei Punkte ergibt sich von selbst:

1. Was ist der Sinn der rhetorischen Frage: „Was (ist) mir und dir?“ (τί ἐμοὶ καὶ σοί).
2. Warum gebraucht Jesus die Anrede „Frau“ und nicht „Mutter“?
3. Was meint Jesus mit dem Satze: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen“?

1. „Was (ist) mir und dir?“

Das ist ein unvollständiger Satz, eine formelhafte, rhetorische Frage. Es kommt darauf an, wie man sie ergänzt und in welchem Tone man sie gesprochen denkt. Man darf kein „das“ einfügen, etwa: „Was (ist) das mir und dir?“ Das fälscht den Sinn und hat zur Übersetzung geführt: „Was geht das mich und dich an?“ So herzlos kann der sonst so gütige, mit jeder Not mitfühlende Heiland unmöglich gesprochen haben. Das paßt nicht zu seiner Art. Wenn Jesus sagen will: „Was geht das dich an?“ dann verwendet er die Formel: τί πρὸς σέ. So berichtet der gleiche Johannes, der uns die Begebenheit von Kana erzählt: „Wenn ich will, daß (Johannes) so bleibt, bis ich komme, was geht das dich an? Du folge mir!“ (Joh 21, 22). Sicher kann nur das Prädikat „ist“ ergänzt werden. Manche fügen das Wörtlein κοινόν (gemeinsam) hinzu: „Was haben ich und du gemeinsam?“ Die schroffe Verneinung einer Gemeinschaft mit seiner Mutter ist im Munde Jesu eine psychologische Unmöglichkeit. Er habe, so behauptet man, für die Zeit seiner öffentlichen messianischen Wirksamkeit das Sohn-Mutter-Verhältnis außer Kraft gesetzt und sich da auch von seiner Mutter keine Einmischung gefallen lassen. Ist denn das bescheidene Wort Mariens: „Sie haben keinen Wein (mehr)“ eine unstatthafte Einmischung in sein messianisches Wirken? Das glaube, wer kann. Das Sohn-Mutter-Verhältnis ist naturgegeben und kann auch im Falle Mariens nicht aufgehoben werden. Auch in seinem öffentlichen Leben bleibt sie seine Mutter, nicht bloß in seiner Jugend oder bei seinem Sterben. Johannes nennt sie in seiner Erzählung von Kana viermal „Mutter Jesu“ (Joh 2, 1. 3. 5. 12). Eine Verleugnung seiner Mutter hätte niemand begriffen und hätte Ärgernis erregt. Wie man darüber in der semitischen Welt dachte, verrät uns eine Strafbestimmung im Gesetzbuche des Königs Hammurabi von Babylon aus dem 18. Jahr-

hundert v. Chr., welches das Gewohnheitsrecht kodifizierte. § 192 lautet: „Wenn der Sohn eines Lottermenschen oder einer Dirne zu seinem Vater, der ihn aufgezogen hat, oder zu seiner Mutter, die ihn aufgezogen hat, sagt: ‚Du bist nicht mein Vater, du bist nicht meine Mutter‘, so soll man ihm die Zunge ausschneiden.“ Wenn also ein Sohn selbst seinen lasterhaften Vater oder seine ehrlose Mutter nicht verleugnen durfte, um wieviel weniger durfte Jesus seiner heiligsten Mutter absagen. In einem alten sumerischen Liede lesen wir: „Auf das Wort deiner Mutter wie auf das Wort eines Gottes magst du dein Ohr richten“ (Jeremias, *Das Alte Testament im Lichte des alten Orients*³, 1916, S. 584). In der Dynastie Davids hatte die Königin-Mutter eine bevorzugte Stellung. Siebzehn solcher Mütter werden in den Königsbüchern mit Ehren genannt. Und der letzte, größte König dieses Hauses sollte die gute, alte Familienüberlieferung nicht geachtet haben? Das Alte Testament schärft immer wieder die Ehrfurcht vor Vater und Mutter ein. Jesus selbst hatte die listige Umgehung des vierten Gebotes streng verurteilt (Mk 7, 11).

Hat denn Maria ihrem Sohne in seinem Wirken als Messias unbefugt etwas dreinreden wollen? Es ist unerfindlich, wie man ihr so bescheidenes Wort derart mißdeuten konnte. Das ist ihr bestimmt nicht im Traume eingefallen. Sie wußte ja und begriff besser als wir alle, wer er war. Aber mitarbeiten wollte und durfte sie. Jesus hat jede ehrliche Mitarbeit gewünscht und begrüßt. Er wählt zwölf Apostel, darunter zwei seiner Vettern, und später noch 72 Jünger als Mitarbeiter. Er fordert zum Gebete auf, daß der Herr der Ernte Mitarbeiter in seine Ernte sende (Mt 9, 37 f.). Er nimmt die Mitarbeit frommer Frauen gerne an (Lk 8, 1–3). Darunter sind zwei Apostelmütter, Maria, die Schwester (= Schwägerin) seiner Mutter, und Salome (Mk 15, 40 f.; Mt 20, 20–24). Er verteidigt den Mann, der in seinem Namen Teufel austrieb, gegen die Eifersucht der Apostel (Lk 9, 49 f.). Nur ausgerechnet seine Mutter soll er von der Mitarbeit ausgeschlossen und von sich weg nach Nazareth verbannt haben, wo sie kein Heim mehr hatte und wo die Leute ihrem Sohne und damit wohl auch ihr feindselig gesinnt waren. Und dann redet man von Maria als der Miterlöserin, nachdem man sie von einem so wichtigen Teile ausgeschlossen hat. Auch die Lehr- und Wundertätigkeit Jesu gehört zu seinem Erlöserwirken, nicht bloß sein Leiden und Sterben. Das alles, weil man meint, es sei „wissenschaftlich bewiesen“, daß die Formel „Was (ist) mir und dir?“ immer die Ablehnung einer Gemeinschaft bedeute.

Nehmen wir die wichtigsten Stellen, wo diese Formel gebraucht wird, nochmals unter die Lupe, zuerst die aus dem Neuen Testamente.

a) Die Frau des Pilatus schickt während der Gerichtsverhandlung über Jesus an ihren Mann eine Botschaft: „Nichts (sei)

Dir und jenem Gerechten! Denn viel habe ich heute im Traume seinetwegen gelitten“ (Mt 27, 19). Das kann nicht heißen: „Habe nichts gemein mit diesem Gerechten!“ Die Gemeinschaft mit einem Gerechten darf man nicht ablehnen, sondern muß man suchen. Als der berufene Richter muß Pilatus das Recht des unschuldig Angeklagten wahren. Die Frau will bestimmt nicht sagen: „Befasse dich nicht mit dem Gerechten!“, sondern vielmehr: „Habe nichts gegen ihn, sprich ihn frei!“ Sie will ihren Mann warnen, daß er sich nicht an einem Gerechten veründige. Mithin ist die Stelle so zu übersetzen: „Habe nichts gegen jenen Gerechten!“ oder „Tritt in keinen Widerspruch gegen ihn!“

b) Die gleiche Formel gebraucht der Teufel, der aus dem Besessenen im Lande der Gerasener schreit: „Was (ist) mir und dir, Jesus, Sohn Gottes, des Allerhöchsten? Ich beschwöre dich bei Gott, quäle mich nicht!“ . . . Und „er bat ihn vielmals, daß er sie nicht aus der Gegend schicke“ (Mk 5, 7—10) oder „ihnen befehle, in den Abgrund zu fahren“ (Lk 8, 31). Die bösen Geister wissen wohl und erkennen es an, daß er der Sohn Gottes ist und die Macht hat, sie zu strafen oder zu bannen, wohin er will. Darum bitten sie vielmals um eine Gunst, ja sie verehren ihn kniefällig (Lk 8, 28; Mk 5, 6). Wer bittet, darf nicht grob reden, darf nicht den Gegensatz, in dem er zum Angeredeten steht, betonen. Die Formel „Was ist mir und dir?“ kann in diesem Zusammenhange nicht heißen: „Was habe ich mit dir zu schaffen?“ oder „Was habe ich mit dir gemein?“, sondern vielmehr: „Was habe ich denn wider dich? Was haben wir denn für einen Grund zum Streite? Sei gnädig und gewähre meine Bitte!“

c) Gleiches gilt vom Besessenen in der Synagoge von Karpharnaum, der Jesus zuruft: „Laß ab (von uns)! Was haben wir und du, Jesus von Nazareth? Bist du gekommen, uns zu verderben? Ich weiß, wer du bist, der Heilige Gottes“ (Lk 4, 34; vgl. Mk 1, 24). Laß ab von uns, denn wir können mit dir nicht streiten, wir sind ohnmächtig gegen dich! Das hat der Teufel genugsam erfahren, als er ihn dreimal versuchte. Darum will er sich auf keine Machtprobe mit Jesus einlassen. Er lehnt den Streit, nicht die Gemeinschaft ab.

Im Alten Testamente finden sich die folgenden Stellen:

a) Jephthe (Jude 11, 12—28, eine viel erörterte Stelle). Der Ammoniterkönig fällt mit seinem Heere in das Gebiet Israels ein. Der Richter Jephthe will den Kampf vermeiden und den Streit friedlich schlichten. Er läßt durch eine Gesandtschaft dem feindlichen Könige sagen: „Was (ist) dir und mir, daß du in mein Land gekommen bist, um es zu bekriegen?“ Er will offensichtlich sagen: wir haben keinen Grund zu Streit und Krieg.

Der König versteht es auch so und sucht zu beweisen, es sei doch ein Grund da, Israel habe ihm einen Teil seines Landes weggenommen. Jephthe sucht das in längerer Rede zu widerlegen. Der König aber bleibt taub gegen alle Gründe, beginnt den Kampf und wird besiegt. Jephthe will den Frieden. So kann die Einleitungsformel vernünftigerweise doch nicht eine schroffe Ablehnung jeder Gemeinschaft bedeuten. Wer Frieden stiften will, darf nicht das Trennende betonen, sondern muß das Gemeinsame suchen. Darum kann in seinem Munde die Formel doch wohl nur heißen: „Was (ist) dir und mir? Was gibt uns Anlaß zum Streit?“ Die Antwort, die er erwartet, lautet: „Nichts!“ Es ist kein Gegensatz da.

- b) Nechao (Chr 35, 20—25). Hier liegt der gleiche Fall vor wie bei Jephthe. Nechao will mit seinem Heere durch Palästina nach Karkemisch am oberen Euphrat ziehen, um seinen dortigen Waffenplatz gegen Nabuchodonosor zu verteidigen. Josias sperrt ihm bei Megiddo mit seinen Truppen den Weg. Das kam dem Ägypter sehr ungelegen. Er wollte mit ungeschwächten Streitkräften dem mächtigen Feinde im Norden entgegen-treten. Darum sucht er Josias gütlich zu beschwichtigen. Seine Gesandten sollten ihm sagen: „Was (ist) mir und dir, König von Juda? Nicht gegen dich komme ich heute, sondern zu meinem Waffenplatz. Ein Gott hat mir geboten, um mich zur Eile anzutreiben. Laß ab vom Gotte, der mit mir ist, daß er dich nicht vernichte.“ In diesem Zusammenhange kann die Formel: „Was (ist) mir und dir?“ kaum etwas anderes bedeuten als: „Was haben ich und du für einen Grund zum Kampfe?“ Und die Antwort, die Nechao erwartet, lautet: „Keinen“. Wer den andern zur friedlichen Beilegung eines Streites einladet, kann das doch nicht mit einer schroffen Ablehnung jeder Gemeinschaft tun.
- c) David und seine Neffen im Falle des Semei (2 Sm 16, 10; 19, 23; 1 Reg 2, 8 f.). David lehnt es zweimal ab, Semei (aus dem Hause Sauls), der ihn auf seiner Flucht vor Absalom beschimpft und ihm sogar Steine nachgeworfen hatte, mit dem Tode zu bestrafen. Und doch ist er einer Meinung mit seinen Neffen, die ja seine getreuesten Kampfgenossen waren: Semei muß bestraft werden, aber nicht jetzt, wo der Entscheidungskampf zwischen David und seinen Gegnern erst bevorsteht, auch nicht bei der siegreichen Heimkehr, das wäre politisch unklug gewesen, sondern erst später. Vor seinem Sterben offenbart er seine wahre Gesinnung. Da gibt er seinem Sohne und Nachfolger Salomon den Auftrag, die Rache an Semei zu voll-ziehen. Er hatte also nicht wirklich verziehen, sondern war innerlich mit seinen Neffen einer Meinung, verschob aber die Bestrafung des Lästerers auf eine gelegener Zeit. Man kann also sein Wort wohl so auffassen: „Was ist mir und euch?“

Was haben wir für eine Meinungsverschiedenheit? Ihr seid doch die Söhne meiner Schwester Sarvia, meine nächsten Verwandten!“ Liegt nicht der Fall Jesu ähnlich? Keine Ablehnung seiner Mutter, sondern nur ein Aufschub der Erfüllung ihrer Bitte auf einen gelegeneren Zeitpunkt, damit sein wunderbares Eingreifen auffallender und so geeigneter erscheine, seine Jünger im Glauben an ihn zu stärken (Joh 2, 11).

Gewiß hat die Formel „Was ist mir und dir?“ an einer Reihe von Stellen eine abweisende Bedeutung. Der Nachsatz gibt immer darüber Klarheit: Ton und Zusammenhang entscheiden. Als z. B. das Heer der drei verbündeten Könige aus Mangel an Wasser am Verschmachten war, wandte sich der gottlose König Joram von Israel an den Propheten Elisäus um Rat und Hilfe. Dieser antwortete unwirsch: „Was ist mir und dir? Wende dich an die Propheten deines Vaters und deiner Mutter . . . Wenn ich nicht auf den König Josaphat von Judäa Rücksicht nähme, dich würde ich keines Blickes würdigen“ (2 Reg 3, 9—14). Ähnlich 2 Reg 9, 18 f., wo Jehu dem reitenden Boten Jorams sagt: „Was ist dir und dem Frieden? Wende und schließe dich mir an!“ Oseas 14, 9: „Ephraim, was ist dir noch (und) den Götzen?“ Jer 3, 18: „Was ist dir (und) dem Wege Ägyptens?“ Joel 4, 4: „Was (seid) ihr mir, Tyrus und Sidon?“ Manchmal wird die Ablehnung durch einen erklärenden Beisatz deutlicher gemacht. Jos 22, 24: „Was ist euch und Jahve? . . . Ihr habt keinen Teil an Jahve.“ Zuweilen wird die Formel „Was ist dir und mir?“ weggelassen. „Wir haben keinen Teil an David“, d. h. David geht uns nichts an (2 Sm 20, 1). Oder: „Welchen Teil hat der Gläubige mit dem Ungläubigen?“ Das eine geht aus dem bisher Gesagten hervor: Die rhetorische Frage „Was ist mir und dir?“ bedeutet nicht immer eine Ablehnung oder Verneinung jeder Gemeinschaft. Der Induktionsschluß: „In allen sonstigen Fällen enthält die Frage eine Verneinung jeder Gemeinschaft, also auch in der Antwort Jesu auf die Bitte Mariens“ ist vollkommen unberechtigt. Ist nämlich der Vordersatz eines Enthymems nicht allgemein gültig, so ist es auch der Nachsatz nicht. Damit fällt der Hauptbeweis, daß Jesus seiner Mutter eine schroffe, ablehnende, jede Gemeinschaft in Abrede stellende Antwort gegeben habe.

2. Warum sagt Jesus zu Maria nicht „Mutter“, sondern „Frau“?

Zweimal gebraucht Jesus seiner Mutter gegenüber die Anrede „Frau“ (γύναι): bei der Hochzeit zu Kana und am Kreuze (Joh 2, 4 u. 19, 26). Es ist gewiß auffallend für uns, daß er das süße Wort „Mutter“ vermeidet. Der Verfasser hat diese Frage bereits in seinem Buche „Maria, die Mutter des Herrn“ (Benziger, Einsiedeln, S. 166—169) ausführlich behandelt. Hier sei das Wesentliche kurz wiederholt.

Jesus hat auch andere Frauen so angeredet, so die begnadigte Ehebrecherin (Joh 8, 10), die Samariterin (Joh 4, 21), die gebückte Frau in der Synagoge (Lk 15, 12), die heidnische Frau von Tyrus (Mt 15, 28), Maria Magdalena beim Grabe (Joh 20, 15). In allen diesen Fällen will Jesus trösten, helfen, heilen. Die Anrede „Frau“ kann da unmöglich einen geringschätzigen Nebenton haben. Auch in der klassischen Literatur der Griechen gilt diese Anrede als durchaus höflich und ehrenvoll. Sogar Königinnen werden so angesprochen (vgl. Sophokles, König Ödipus, an elf Stellen). „Im Original liegt auch nicht der Schatten eines Vorwurfs in dem Ausdrucke. Die Anrede entspricht den Regeln der Höflichkeit, ja drückt eine gewisse Zärtlichkeit aus“ (Westcott). Man könnte nun einwenden, das gelte fremden Frauen gegenüber; das Befremdende sei aber, daß Jesus seine eigene Mutter so anrede. Darauf läßt sich antworten: Wir haben Beispiele, wo Kinder den Vater mit „Herr“, die Mutter mit „Herrin“ anredeten. Jesus trug ein Gleichnis vor (Mt 21, 28—30): „Ein Mann hatte zwei Söhne. Er ging zum älteren und sagte: ‚Kind, gehe und arbeite heute im Weinberg.‘ Der antwortete: ‚Ja, Herr‘, ging aber nicht. Er ging auch zum anderen und sagte ebenso. Der antwortete: ‚Ich mag nicht‘, aber nachher reute es ihn und er ging. Welcher von beiden hat den Willen des Vaters getan?“ Jesus will den einen offenbar als höflich und geschmeidig schildern, den anderen als grob und widerborstig. Der Feine redet den Vater mit „Herr“ an, der Grobe unterläßt die Anrede, was wohl als unhöflich galt. Gut erzogene Kinder haben also den Vater mit „Herr“ angesprochen und die Mutter wohl mit „Herrin“ oder „Frau“, etwa gleichbedeutend mit unserem „gnädige Frau“, im Französischen mit „Madame“, italienisch „Madonna“ = mea domina. Wir haben ein Brieflein eines Ägypters Sempronios an seine Mutter Saturnilla aus der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. Der Gruß lautet: „Sempronios grüßt seine Mutter und Herrin Saturnilla vielmals.“ In Zeile acht und siebzehn redet er sie an mit „meine Herrin“. Am Schlusse heißt es: „Lebe mir wohl, meine Herrin, immerdar!“ Auf dem gleichen Blatte schreibt er an seinen Bruder Maximus: „ . . . Viele Grüße! Vor allem wünsche ich Dir, daß Du gesund bist. Ich vernahm, daß Euch der Dienst an unserer Frau Mutter eine Last ist. Du bist gebeten, süßester Bruder, mache ihr ja nicht den mindesten Kummer! Wenn aber einer von den Brüdern gegen sie widerborstig ist, dann mußt Du die Burschen ohrfeigen. Mußt Dich ja schon Vater nennen lassen! Ich weiß ja, daß Du auch ohne diese meine Zeilen das Zeug dazu hast, ihr zu Gefallen zu sein. Nimm mir jedoch diese Vermahnungszeilen an Dich nicht übel. Denn wir sind verpflichtet, die Frau, die uns geboren hat, zu verehren wie einen Gott, noch dazu, wenn sie so gut ist wie unsere Mutter. Solches schreibe ich Dir, Bruder, weil ich weiß, was es für eine süße Sache ist um die Herren Eltern.“ Der Schreiber dieses Briefleins

war Heide, denn er betet für seine Mutter „täglich zum Herrn Serapis“ (Deißmann, Licht vom Osten⁴, S. 160 f.). Der letzte Satz des Briefleins trifft sich genau mit Ecclesiasticus 3, 6 f.: „Wer den Vater ehrt, wird lange leben, und wer auf den Herrn hört, wird seine Mutter erfreuen und wie Herren wird er seinen Eltern dienen.“ So dürfen wir annehmen, daß Jesus seine Mutter mit der Anrede „Frau“ öffentlich ehren wollte, wie es die gute Sitte seiner Zeit gebot. Selbst in seinem Todesleiden gebraucht er dieses Wort, wo er die betrübteste Mutter trösten will und, sein eigenes furchtbares Leid fast vergessend, als liebender Sohn für ihre Zukunft sorgt. Die Herzlosigkeit, noch im Sterben von seiner Mutter abrücken zu wollen und sie das fühlen zu lassen, dürfen wir dem nicht zumuten, der Mitleid hatte mit der weinenden Witwe am Tore von Naim, die ihr Liebstes zu Grabe begleitete; der mit Maria von Bethanien über den toten Bruder weinte; dem das reichlich verdiente Schicksal Jerusalems Tränen des Erbarmens erpreßte. Er hat nie unnötig wehe getan.

3. „Meine Stunde ist noch nicht gekommen“

Manche nehmen an, Jesus rede hier von der Stunde seines Sterbens. Tatsächlich finden wir in den Evangelien noch neun Stellen, wo Jesus oder der Evangelist mit „meiner“ oder „seiner“ Stunde die Leidens- und Todesstunde Christi meint. Das geht aber jedesmal aus dem Zusammenhange hervor und ist zudem immer mit einem Beisatz ausgesprochen, so daß der Sinn nicht zweifelhaft bleibt. Sehen wir uns die Stellen näher an. Mt 26, 45 sagt Jesus in seiner Todesangst am Ölberg: „Siehe, die Stunde hat sich genäht und der Menschensohn wird in die Hände der Sünder überliefert werden.“ Seine Stunde ist hier die Stunde seiner Verhaftung. Mk 14, 35 u. 41 sind parallel zu Mt 26, 45: Jesus betet in tiefster Trauer, „daß die Stunde an ihm vorübergehe . . . Die Stunde ist gekommen, siehe, der Menschensohn wird in die Hände der Sünder überliefert werden“. Joh 7, 30: „Sie suchten ihn zu ergreifen, aber niemand legte Hand an ihn, weil seine Stunde noch nicht gekommen war“, d. h. die Stunde der Gefangennahme. Joh 8, 20: „Niemand ergriff ihn, weil seine Stunde noch nicht gekommen war.“ Joh 12, 23: Als zwei Apostel ihm meldeten, daß mehrere Griechen mit ihm sprechen möchten, sagte Jesus: „Die Stunde ist gekommen, daß der Menschensohn verherrlicht werde.“ Die Heiden wollten Jesus sehen, das ist für Jesus der Anfang seines Siegeszuges durch die Heidenwelt. Joh 12, 27: Beim feierlichen Einzug ist Jesus trotz des Jubels der Volksmenge tief traurig: „Nun ist meine Seele verwirrt und was soll ich sagen? Vater, rette mich aus dieser Stunde.“ Er denkt an sein Todesleiden, von dem ihn nur noch fünf Tage trennen. Joh 13, 1 (vor dem letzten Abendmahle): „Er wußte, daß seine Stunde gekommen war, aus dieser Welt hinweg zum Vater zu gehen.“ Joh 17, 1:

Jesus beginnt sein hohepriesterliches Gebet mit den Worten: „Vater, die Stunde ist gekommen. Verherrliche deinen Sohn, damit dein Sohn auch dich verherrliche.“ Das sagt Jesus kaum eine halbe Stunde vor seiner Todesangst, mit der sein Leiden begann. Die Bedeutung „seiner Stunde“ ist in allen diesen Fällen aus einer beigefügten Bemerkung oder aus den Umständen mit Leichtigkeit zu erkennen.

An anderen Stellen hat aber der Ausdruck „meine Stunde“ keine Beziehung zu seinem Todesleiden, z. B. Mt 26, 18: Jesus läßt einem Hausherrn in Jerusalem durch zwei Apostel sagen: „Meine Zeit ist nahe. Bei dir halte ich mit meinen Jüngern das Ostermahl!“ „Meine Zeit“ ist hier die Zeit, das Osterlamm zu essen. Was hätte es für einen Zweck gehabt, dem Manne zu sagen: „Mein Tod steht unmittelbar bevor?“ Das hätte er ja gar nicht verstanden. Es war ein Wort des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens, wie etwa „die Stunde des Essens“ (Lk 14, 17) oder „die Stunde des Rauchopfers“ (Lk 1, 10) oder „das ist eure Stunde“ (Lk 22, 53), wo euch gestattet wird, euren Haß an mir auszulassen. Ähnlich verhält es sich mit der Stelle Joh 7, 3—8: Seine Vettern fordern ihn auf, nach Jerusalem zu gehen und dort seine Wunderkraft zu zeigen. Er antwortet: „Meine Zeit ist noch nicht da, eure Zeit ist immer bereit . . . Geht ihr nur hinauf zum Feste, ich gehe nicht hinauf zu diesem Feste, denn meine Zeit ist noch nicht erfüllt.“ „Nachdem aber das Fest (= Festwoche des Laubhüttenfestes) schon halb vorüber war, ging er hinauf“ (Lk 7, 14). Auch hier meint Jesus nicht die Zeit seines Todes, sondern die Zeit seines Wallfahrts. Er beteiligte sich nicht an dem gemeinsamen Wallfahrtszuge, sondern wartete noch einige Tage, bis er privat hinaufging. Hätte er mit „seiner Zeit“ die Zeit seines Todes gemeint, so hätte er nicht noch während der Oktav des Laubhüttenfestes die Reise nach Jerusalem machen dürfen, sondern bis Ostern, also noch ein halbes Jahr, warten müssen. Aus dem nächsten Zusammenhange ergibt sich der Sinn des Wortes „meine Zeit“. Die Anspielung auf sein Leiden hätten seine Verwandten unter diesen Umständen gar nicht verstehen können, weil er ihnen keinen Schlüssel zum Verständnis in die Hand gegeben hätte.

So ist auch das Wort Jesu zu Kana zu verstehen: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Die Zeit seiner Hilfeleistung für das Brautpaar ist noch nicht da. Der Mangel an Wein soll noch fühlbarer werden. Dann wird sein Wunder noch mehr Eindruck machen und den Glauben seiner Jünger stärken (Joh 2, 11). Der Gedanke an seinen Tod ist hier allzuweit hergeholt und aus dem Zusammenhange oder der Sachlage nicht zu erschließen. Wenn er die Behebung des Mangels bis zu seinem Tode hätte verschieben wollen, so hätten die Hochzeitsgäste drei Jahre auf den Wein warten müssen. Unterschiebt man dem Worte Jesu diesen Sinn, dann begreift man das Verhalten Mariens nicht mehr

und kommt zu dem verzweifelten Ausweg, Maria habe ihren Sohn mißverstanden. Aus diesem Mißverständnis sei ihr Wort an die Aufwärter zu erklären. Sie hätte eigentlich stille sein und sich nicht weiter einmischen sollen. Glaubt man denn wirklich im 20. Jahrhundert, so weit von den Ereignissen getrennt, die Rede Jesu besser zu verstehen als die unmittelbarste Ohrenzeugin, an die das Wort gerichtet war? Sie vernahm den Ton der Rede, sie verstand ihre Muttersprache sicher weit besser als wir, die wir so wenig schriftliche Denkmäler des palästinensischen Aramäischen der Zeit Christi zur Verfügung haben. Maria kannte ihren Sohn nach einem dreißigjährigen Zusammensein ganz anders als wir. Und da bildet man sich ein, ihn besser zu verstehen! War denn Maria von so geringer Intelligenz, daß sie eine schroffe, bündige Ablehnung für eine Zustimmung hielt?

Und scheint nicht das Verhalten Jesu nach dieser Erklärung äußerst widerspruchsvoll? Zuerst will er mit ihr nichts gemein haben, ja tut sogar so, als ob er sie für eine Frau ansähe, die ihn nicht näher angehe, und beruft sich darauf, daß seine Leidensstunde noch nicht da sei; nach anderen, daß die Zeit seiner Wunderthätigkeit noch nicht gekommen sei. Bald darauf wirkt er ein Wunder, obwohl Maria in keiner Weise angedeutet hatte, daß sie ein Wunder verlange. Das ist alles so unlogisch, so sprunghaft, daß diese Erklärung meines Erachtens kaum haltbar erscheint. Ich glaube, man tut nicht schlecht, wenn man sich an die Auffassung Mariens hält. Kurz zusammengefaßt stellt sich dann das Gespräch zwischen Jesus und Maria so dar: Maria merkt den Mangel an Wein. Aus Mitleid mit dem Brautpaar sagt sie zu ihrem Sohne: „Sie haben keinen Wein (mehr).“ In ihren Worten klingt der bittende Unterton mit: „Rate, hilf!“ Daß sie an ein Wunder gedacht hat, ist nicht erweisbar. Jesus antwortet gütig, wie er immer war: „Was ist mir und dir, was haben ich und du für eine Meinungsverschiedenheit, Frau (= Herrin)? Meine Stunde, die Zeit meines Eingreifens ist noch nicht gekommen, ich warte noch etwas.“ Maria faßt das als Zusage auf. Es ist die Antwort auf ihre unausgesprochene Bitte. Nach der hier abgelehnten Meinung hätte Maria überhaupt keine gegenständliche Antwort erhalten. Sie geht sofort zu den Aufwärtlern, d. h. freiwilligen Helfern bei der Hochzeit und bereitet sie vor, wenn Jesus etwa ihre Dienste in Anspruch nehmen sollte. Dieser feinen, lebenswürdigen Frau konnten die braven Männer kein Nein sagen. Als Jesus ihnen den Auftrag gab, die Krüge mit Wasser zu füllen, taten sie es sofort, obwohl die Arbeit sinnlos scheinen mochte. Das Waschen der Hände war ja am Anfang des Mahles geschehen. Sie füllten die Krüge randvoll, ein Zeichen, daß sie den Auftrag gerne ausführten. Was man widerwillig tut, tut man nur halb. Dann wirkte Jesus sein erstes Wunder, auch seiner Mutter zuliebe.
